

Ein Reisebrief in Ansichtskarten.

(Nachdruck verboten.)

Von dem bekannten Reiseschriftsteller Carl May, der sich abermals auf einer großen Reise in Asien befindet, erhalten wir aus Colombo auf Ceylon auf elf Ansichts-Postkarten einen sehr interessanten Reisebrief. Die reizenden Bilder der exotischen Karten* geben eine Vorstellung von der landschaftlichen Schönheit, den eigenartigen Bauten und manchen Besonderheiten der „edelstein- und gewürzreichen“ Insel im Indischen Ocean. Wir sehen auf der ersten Karte indische Theepflücker bei der Arbeit, während uns die zweite den Tempel von Kandy und einen feierlichen Priesterumzug vorführt. Eine weitere Karte zeigt den Hafen und die Landungsbrücke von Colombo, dem Haupthafenplatz Ceylons. Ein prächtiges Panorama von Kandy, der ehemaligen Hauptstadt Ceylons, die fast in der Mitte der Insel liegt, bietet die vierte Karte. Weiter sehen wir einen Eingeborenen völlig ungestraft unter den schlanken, hochstämmigen Palmen eines prachtvollen Haines wandeln. Eine malerische Ansicht von der Meeresküste, einen Blick auf einen vom Tropenwald eingeschlossenen Canal, und das Bild eines reichornamentirten Buddhisten-Tempels bieten die übrigen Karten, deren fesselnden Inhalt wir im Folgenden wiedergeben. Der Brief zeigt ganz den echten May, der trotz seiner 60 Jahre abenteuer- und unternehmungslustig stets bereit ist, für Andere hilfreich thätig zu sein.

Colombo auf Ceylon, 10. October

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Ihnen durch das gütige Entgegenkommen, welches ich während meiner letzten Anwesenheit in Prag von Ihrer Seite fand, zur Dankbarkeit verpflichtet, richte ich an Sie die Bitte, beifolgende Ansichtskarten als einen kleinen Beweis, daß ich Ihrer gerne gedenke, anzunehmen.

Meine diesmalige Reise hat mir ganz ungeahnte Erfolge gebracht, auch abgesehen von den Sujets für viele weitere Bände meiner Reise-Erzählungen. Mein ursprünglicher Plan war, vom Rothen Meere aus durch die Arabische Wüste über den Euphrat nach der Djesireh zu den Haddidihu-Beduinen zu gehen; aber den Sudan, Abyssinien und Erithräa hinter mir, fand ich, daß nur der westliche Eingang nach Arabien durch die Pest verschlossen wurde, weniger an den Häfen und durch die Scheu vor der unangenehmen türkischen Quarantäne, sondern dadurch, daß die Grenzaraber Jedem, der von der verseuchten Küste kommt, den Durchgang verwehren. Ich mußte also den Zugang von einer anderen Seite nehmen und ging über Aden zunächst hierher nach Ceylon, wo ich zum erstenmale die nöthige Ruhe finde, die mir nachgesandte Correspondenz zu erledigen.

Nicht genug rühmen kann ich das freundliche, echt edelmännische Entgegenkommen, welches ich seitens der italienischen Officiere in Massaua fand. Wer aus dem Sudan kommt und nach Aden und Indien will, also von und nach englischen Gebieten, muß sich natürlich darauf gefaßt machen, von den Italienern mit Mißtrauen betrachtet zu werden; bei mir aber fand das Gegentheil statt. Kaum hatte ich meinen Namen genannt, der auch jenseits der Alpen bekannt ist – die Kronprinzessin, Tochter des Fürsten von Montenegro, ist eine der eifrigsten Leserinnen meiner Werke – wurde jeder meiner Wünsche möglichst sofort befriedigt. Ich brauchte weder meinen deutschen, noch arabischen oder türkischen Paß vorzuzeigen, sondern auf mein bloßes Wort hin erhielt nicht nur ich, sondern auch mein arabischer Diener italienische Pässe ausgehändigt, die ich nun als Andenken heimgesandt habe. Die Officiere des dort stationirten Kriegsschiffes und Andere speisten wiederholt mit mir; sogar der Gouverneur kam in eigener Person, obgleich ich mich ihm in wohlbedachter Zurückhaltung nicht hatte vorstellen lassen. Auf dem Schiffe, welches mich nach Aden brachte, wurde mir der ganze Salon zur Verfügung gestellt, und der Commandant Barracchini nöthigte mich sogar, den Speisezettel nach meinen Lieblingsgerichten zu bestimmen. Wenn man bedenkt, daß diese Herren meist altadeligen, berühmten Familien angehören, so ist diese Aufmerksamkeit einem fremden Privatmanne gegenüber gar nicht genug anzuerkennen und wohl nur dem Umstande zuzuschreiben, daß ich einer Nation angehöre, welcher wenigstens der Officierstand Italiens eine aufrichtige Sympathie entgegenbringt. Diese Cavaliere wissen ganz genau, welche Macht der Dreibund bedeutet.

* Wir stellen sie in unserem Bilderkasten im Hauseingange der Redaction aus.

Ich habe am rechten Oberschenkel eine Wunde erhalten, die mir aber bei meiner Elephantennatur trotz meiner 60 Jahre, der Strapazen, der glühenden Hitze und des hiesigen tropischen Fieberregens keine Sorgen macht. Als Ersatz wurde mir das Glück, eine Entdeckung zu machen, welche mir mit einem Schläge Millionen einbringen könnte, wenn ich wollte. Ich war hinter Menschenjägern her, welche nach Zwangsarbeitern für die Outlander-Gesellschaften in Transvaal jagten. Der Eine von ihnen, leider ein Deutscher, ist noch hier bei mir in Colombo, vollständig mittellos und unschädlich gemacht – und bei dieser Gelegenheit stieß ich auf Erze, welche – – – doch, das ist mein Geheimniß! Kurz und gut, es handelt sich um die Entdeckung äußerst umfangreicher und reichhaltiger Goldfelder, vielleicht eines orientalischen Klondyke. Ich habe die Sache so vorsichtig betrieben, daß selbst mein Diener keine Ahnung von diesem großartigen Funde hat. Es ist eine öde Gegend, nie besucht von Menschen, doch nur vier Reitstunden von der Küste entfernt, die Verladung der Erze also nicht zeitraubend; billigster Kameelbetrieb. Volle zwölf Stunden lang kann man zwischen kahlen Bergen reiten und, wenn man Kenner ist, das goldhaltige Gestein überall zu Tage treten sehen. Wie da erst unterirdisch! Und nun kommt die Hauptsache! Eine manneskopfgroße Probe des Muttergesteins ergab für 40–45 Mark reines Gold, ohne die auch werthvollen Nebenproducte, und das bei einer mangelhaften Behandlung, bei welcher alles Nöthige fehlt und jede Beobachtung vermieden werden mußte! Ein wahres Golkonda! Ich habe Proben nach Deutschland geschickt, um sie dort fachmännisch prüfen zu lassen, natürlich nur Proben der Nebenproducte und Nebenfunde, denn über das Gold bin ich vollständig klar und kann in einer solchen Angelegenheit nicht vorsichtig genug verfahren.

Ich bin nicht im Mindesten erregt über diese Entdeckung, sondern vollständig kalt. Mein Winnetou nannte den amerikanischen Goldstaub in seiner Weise nur „tödlicher Staub“, und er hatte Recht. Die Arbeit um Lohn segnet Gott; das fieberhafte Trachten und Graben nach goldenen Klumpen tödtet Leib und Seele. Ich habe zu leben und mehr brauche ich nicht. Für mich persönlich hat dieser Fund also nicht den mindesten Werth, und es wird mich keine Spur von Ueberwindung kosten, das Geheimniß mit in das Grab zu nehmen. Ich unterlasse natürlich jede Andeutung in Beziehung auf die Oertlichkeit, aber es gibt nicht allzufern von ihr tausendjährige Spuren, bei deren Untersuchung die alten Fragen nach der eigentlichen Lage von Ophyr, Golkonda etc. wieder offen werden. Nur wenn sich die Ausbeutung durch eine deutsche Ansiedelung ermöglichen ließe, würde mich mein Patriotismus vielleicht veranlassen, nähere Angaben zu machen. Uebrigens könnte jeder wohlhabende Privatmann die Sache mit nur 8000 bis 10.000 Mark in die richtigen Wege bringen. Ich thue das nicht, obgleich dieses Sümmchen nur einen kleinen Theil der Kosten meiner jetzigen Reise bedeutet und ich das also sehr wohl könnte; mein Beruf ist ein ganz anderer als der, für den Götzen Mammon zu arbeiten!

Von hier, also Ceylon, aus mache ich einen Abstecher nach Sumatra. Es handelt sich um das Glück von fünf braven Menschenkindern, guten Deutschen, von denen vier nicht ahnen, was ich für sie unternehme. Sie sehen, geehrter Herr Redacteur, Carl May ist trotz seiner hohen Jahre noch jünlingsfrisch und allbereit, wenn es ein ungewöhnliches Unternehmen zum Wohle Anderer gilt. Dann gehe ich über Indien und Persien nach Bagdad, welches ich also von der meinem früheren Plane grad entgegengesetzten Seite erreichen werde.

Ihre Zustimmung vorausgesetzt, werde ich Ihnen zuweilen von weltentlegenen Orten ein Lebenszeichen senden.

Mit hochachtungsvollem Gruße bin ich Ihr

Ihnen

stets ergebener

Carl May.

Aus: Prager Tagblatt. XXIII. Jahrgang, Nr. 312, 10.11.1899, S. 1+2.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, November 2017